

Třebíč, Stadt ohne Juden

Wer ein tschechischer Surrealist werden wollte, tat gut daran, das Gymnasium von Třebíč zu besuchen. In diese Schule, im 19. Jahrhundert eine Kampfstätte der deutschen und tschechischen Nationalisten, gingen auch die Genies beider Nationen wie Vítězslav Nezval, der um 1930 von den Pariser Surrealisten als Dichter erträumter Wirklichkeiten entdeckt und gefeiert wurde, im Alter aber nicht die französische Metropole, sondern den Ort im mährischen Hügelland als »Stadt der Städte« pries. Ladislav Novák wiederum, der Dichter und Zeichner, der zwei Generationen später den tschechischen Surrealismus repräsentierte, liebte seine Schulstadt, weil sie das Kunststück zuwege brachte, Peripherie und Zentrum zugleich zu sein. »Viele glänzende Möglichkeiten habe ich vertan, / aber die bei weitem beste von allen / ist diese Existenz hier wie inkognito / in Trebitsch in der Metropole Südmährens / Irgendwo am Rande der Milchstraße.«

Als ich in Třebíč eintraf, schien die Stadt gerade wieder zu erproben, ob das Traumgebilde als fester Grund ihrer urbanen Existenz taugte. Am Hauptplatz, der für eine Stadt von 30.000 Einwohnern verblüffend groß angelegt war, fügten sich die Häuser, einige darunter aus der Renaissance, andere keine hundert Jahre alt, zu einer geschlossenen Zeile. Ich suchte den Durchgang, der aus dieser Weite in die gedrängte Welt dahinter führte. Dort schob die Jihlava, ein schmales Flüsschen, träge ihr fast metallisch dunkles Wasser zwischen grünen Böschungen durch die Stadt. Auf ihrer anderen Seite lag das Židovská čtvrť, das Judenviertel, das hier seit dem 14. Jahrhundert zwischen dem Fluss, dem Bergrücken des Hrádek und der mächtigen romanischen Basilika des heiligen Prokop eingekesselt war. Ich ging die zwei Straßen, die parallel zum Fluss und zum Berg führten, hinauf und hinunter, in die 14 verwinkelten Quergässchen hinein und wieder heraus. Alles hier war eng, zusammengedrängt, verschachtelt, und die Struktur des

Häuserhaufens erschloss sich kaum, waren viele Gebäude doch geradezu ineinander verkeilt.

Weil die jüdische Gemeinde wuchs, aber das Ghetto selbst wegen seiner Lage nicht wachsen konnte, wurde es über die Generationen immer enger in ihm, jedes Gärtlein musste bebaut, jedes Haus überbaut werden. Viele der 123 Häuser waren erst kürzlich restauriert worden, aber so, dass sie alt erschienen, von anderen bröckelte hingegen der Putz, aber so, dass der Verfall malerisch wirkte. Die Pflasterungen waren neu, die zahllosen Treppen und Stufen uralte, uralte wie das Armenhospital, ein Gebäude mit mehreren, abenteuerlich aufeinandergesetzten Ebenen, dessen einstmalige rosarote Fassade wie auftragsgemäß abblätterte. Nur ein paar Schritte weiter war in einem proper hergerichteten Haus ein Souvenirgeschäft untergebracht, in dessen Auslage außer allerlei Tand, der für traditionell jüdisch zu gelten hatte, eine Auswahl an Palästinensertüchern angeboten wurde, so jüdisch ging es hier zu.

In der Pokorného, der Straße, die zur neuen, der so genannten Hinteren Synagoge führte, trat ich in die Vinárna Rachel, ein als »koscher« ausgewiesenes Caférestaurant, doch wenn dort irgendwer in Küche und Service wusste, was kosher bedeutete, konnte sich das nur einem echten Třebíč-Mysterium verdanken. In einem grünen Zahnputzbecher bekam ich Kaffee serviert, der abscheulich schmeckte, aber von der Kellnerin mit so bezwingender Fröhlichkeit gereicht wurde, dass ich ihn, um sie nicht zu kränken, indem ich ihn stehen ließ, heimlich in den großen Blumenstock zur linken Seite meines Tisches leerte, worauf sich die Blätter des Gummibaums augenblicklich verfärbten und grau wie die Ohren müder Elefanten herabhängten.

Ein paar hundert Meter von der sonnenlosen Enge des jüdischen Viertels entfernt, erstreckte sich der alte jüdische Friedhof zwischen Bäumen und Gestrüpp einen Hügel hinauf. Hier endlich, am Ort der Toten, war zu ahnen, was das Leben in dieser Stadt, die so schmuck restauriert worden war, dass selbst das Elend von früher putzig wirkte, bedeutet haben mochte. Der älteste der rund dreitausend Grabsteine datierte von 1631, der letzte wurde errichtet, kurz bevor die Wehrmacht das Land überfiel und die Juden in die Vernichtungslager deportiert wurden. Die Juden von Třebíč, das

verrietten ihre Namen auf den Grabsteinen, gehörten fast alle der deutschen Volksgruppe an, wenn diese sie denn als ihr zugehörig anerkannt haben würde. In einer Folgerichtigkeit, die sie niemals erahnten, haben die Nationalsozialisten, indem sie das Judentum in Mittel- und Südosteuropa vernichteten, auch die jahrhundertlange Anwesenheit deutscher Volksgruppen in diesen Raum auf immer beendet.

Nah beim Eingang wurden auf einem Denkmal, das den gefallenen Helden gewidmet war, all die Juden aufgeführt, die im Ersten Weltkrieg in der k. u. k. Armee gedient hatten und von denen die meisten schon nach wenigen Tagen ums Leben kamen. Wie der Leutnant der Reserve Isidor Grünberger, der am 10. September 1914 in Ruma fiel, jener Stadt in Syrmien, aus der einige donauschwäbische Vorfahren von mir stammten, einer Stadt, in der die Wehrmacht, als sie im nächsten Krieg den Balkan eroberte, sogleich die Synagoge plünderte und dann in Schutt und Asche legte; oder Alois Bäck, der bei den Gebirgsjägern auf der Hochebene von Asiago fiel, wo ich vor zehn Jahren die letzten Zimbern besucht hatte; oder Emil Ornstein, dessen Namensvetter in Salzburg ein legendäres Kaufhaus besaßen und eine Villa, auf die ich aus dem Fenster meines Wohnzimmers schauen könnte, wäre sie nicht, 1938 arisiert, seither bis zur Unkenntlichkeit umgebaut worden. Natürlich war es vermessen, an diesem Ort an meine eigene Geschichte zu denken und die Schicksale dieser Menschen auf mich selbst zu beziehen, und doch ist gerade dies eine häufig erneuerte Erfahrung meines Lebens: dass es fast nichts gibt auf der weiten Welt, das sich nicht mit meiner Existenz verbinden ließe, zu dem ich nicht in einer persönlichen Verbindung stünde, die ich nur zu erkennen, nein, aufzudecken hatte.

Es ist der Ruhm von Třebíč, das größte europäische Ensemble eines alten Ghettos so ehrgeizig restauriert zu haben, dass sich über die Häuser, verwinkelten Gassen, die zwei Synagogen ein Freilichtmuseum wölbt, welches die Unesco prompt zum Weltkulturerbe erklärte. Man bewegt sich hier in einer ganz heutigen Welt von vorgestern, deren pittoreske Schönheit sich keinem architektonischen Gestaltungswillen, sondern einzig Zwang und Gewalt verdankt. Das Viertel entstand, weil die katholische Obrigkeit die Juden in ein eigenes Ghetto verwies, und es hat seine einzigartige

Gestalt ausgeformt, weil es sich räumlich nicht weiter ausdehnen konnte, aber immer mehr Menschen aufzunehmen hatte. Das alltägliche Leben im überfüllten Ghetto muss arm, anstrengend, ungesund gewesen sein, darum übersiedelte, wer immer konnte, ab Mitte des 19. Jahrhunderts, als den Juden die staatsbürgerliche Gleichberechtigung gewährt wurde, nach Prag, Brünn, Wien — oder wenigstens in einen anderen Bezirk der Stadt, und wenn er wohlhabend war, gar auf deren berühmten Hauptplatz. 1939 lebten nur mehr 281 Juden in Třebíč, wo sie um 1800 mehr als die Hälfte der Bevölkerung gestellt hatten, sie wurden allesamt in die Vernichtungslager deportiert, in denen nur zehn den Tod, der ihnen zgedacht war, überlebten. Keiner von diesen kehrte zurück nach Třebíč, gestern die mährische Metropole des Surrealismus, heute eine Stadt ohne Juden mit dem schönsten jüdischen Viertel Europas.

Die Wirklichkeit des Albums

Venedig in Schwarzweiß

So viel hatte ich von Venedig schon gesehen und gelesen, dass ich zweifelte, ob es die Stadt wirklich gab. Als ich zum ersten Mal nachschaute, erging es mir nicht anders als den Millionen, denen der Atem stockte, sobald sie den Bahnhof Santa Lucia verlassen hatten. Dabei ist der Bahnhof, wie Thomas Mann im »Tod in Venedig« schrieb, nur der Hintereingang, das Tor, durch das die Dienstboten den Palast betreten, während der standesgemäße Einzug vom Meer her mit dem Schiff zu erfolgen hat. Ist man durch den Hintereingang hereingekommen, findet man alles, wie es tausendfach beschrieben und abgebildet wurde, und sieht zugleich, dass es doch anders ist, als zu erwarten war. Venedig ist eine Stadt aus Papier, zahllos sind die Beschreibungen, Hymnen, Lobreden, die gelehrten Studien und emphatischen Bekenntnisse, die ihr über die Jahrhunderte gewidmet wurden. In den Stoßzeiten des Tourismus kommen täglich zwei oder wohl eher zwanzig Millionen Fotografien hinzu, die am Canal Grande, in den Gassen, auf den Plätzen gemacht werden. Wie sollte es da ein wirkliches Venedig geben? Die Stadt muss doch vollauf damit beschäftigt sein, dem Bild zu entsprechen, das längst ein jeder von ihr hat, und den Worten gerecht zu werden, auf die sie schon tausendfach gebracht wurde. Wer sich Venedig nähert, fürchtet zu Recht, dass es hinter Wörtern verschwunden, von den Bildern zugedeckt, in der Wirklichkeit womöglich nicht mehr aufzufinden ist.

Tatsächlich ertappt sich der Besucher dabei, dass er in der Stadt lauter Bilder entdeckt, die sich ihm bereits eingepägt haben, noch ehe er hier gewesen wäre, und dass er in Wirklichkeit auf der Suche nach dem Abbild unterwegs ist, das er für jene zu halten gelernt hat. Im Vaporetto drängeln sich die Touristen, um all der Gebäude ansichtig zu werden, die sie von Fotoserien, Büchern und Filmen her kennen, und wenn sie eines davon identifizieren, reißen sie die Kameras in die Höhe, um es endlich auf einem selbstgefertigten Bild